
Daniela Danz

Daniela Danz, geboren am 5.9.1976 in Eisenach, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Tübingen, Prag, Berlin, Leipzig und Halle an der Saale und promovierte über den Krankenhauskirchenbau der Weimarer Republik. Seit 2002 ist sie freiberufliche Autorin und Kunsthistorikerin. Danz arbeitete mehrere Jahre als Kunstinventarisatorin für die Evangelische Kirche, sie hatte Lehraufträge an den Universitäten Osnabrück und Hildesheim inne. 2010 gründete Danz die internationale Schülertextwerkstatt „svolvi“. Sie ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Literatur, Mainz, im PEN-Club Deutschland, in der Jury der Deutschen Schillerstiftung von 1859 sowie im Kuratorium der Kulturstiftung des Freistaats Thüringen. Seit 2013 leitet sie das Schillerhaus in Rudolstadt. Neben literaturwissenschaftlichen und kunsthistorischen Publikationen veröffentlichte Danz Essays und Kinderliteratur, vor allem aber Lyrik und Prosa. Sie erhielt zahlreiche Stipendien, 2012 war sie Tübinger Stadtschreiberin, 2017 Writer in Residence der Queen Mary University of London. Einige ihrer lyrischen Texte wurden übersetzt (ins Albanische, Arabische, Armenische, Serbische, Russische, Italienische, Ungarische und Tschechische) sowie von Komponisten vertont bzw. als Hörstücke verarbeitet. Seit 2013 ist sie Herausgeberin der Rudolstädter Schiller-Schriften, der Schriftenreihe des Rudolstädter Schiller-Hauses. Danz lebt in Kranichfeld.

* 5. September 1976

von Laura Beck

Preise

Preise: Georg-Kaiser-Förderpreis für Literatur des Landes Sachsen-Anhalt (2005); Rainer-Malkowski-Preis (2014); Berliner Kunstpreis der Akademie der Künste Berlin (2018); Deutscher Preis für Nature Writing (2019, gemeinsam mit Martina Kieninger); Literaturpreis der A und A Kulturstiftung (2020); Günter Kunert Literaturpreis für Lyrik (2020); Walter-Bauer-Preis der Städte Leuna und Merseburg (2022); Thüringer Literaturpreis (2023).

Essay

Nach der Erzählung „Arachne“ (2002) publizierte Daniela Danz 2006 ihren Debütroman „Türmer“. Er verbindet die Geschichte des Türmers Jan Facher zur Zeit des Ersten Weltkriegs mit der einer Reise eines Michael Thurner nach Belgrad im Jahr 2000.

Der erste Teil beginnt 1913 mit einem Einschnitt: Der verschrobene Vater des jugendlichen Ich-Erzählers Jan zieht als Türmer mit seiner Familie in den Kirchturm einer thüringischen Stadt. Für den Protagonisten der Beginn einer neuen Zeitrechnung: „Vor meinem Leben auf dem Turm war ich wie (...) die anderen.“ Das Türmerdasein jedoch kommt einem radikalen Rückzug aus der Gesellschaft gleich. Während sein Vater „unausgesetzt anwesend“ zu sein hat, entscheidet sich Beiwächter Jan freiwillig dazu, den Turm immer weniger zu

verlassen. Die kurzen Kapitel, die lyrischen Miniaturen gleichen, entfalten in verrätsehter und bildhafter Sprache eine Entfremdung von der Welt, von den Eltern und nicht zuletzt von sich selbst. Die Kommunikation der Figuren wird zunehmend ersetzt durch die Beobachtung der Umgebung, die Konzentration auf tägliche Aufgaben, die innere Einkehr. In Gesellschaft der mythischen Projektionsfigur Echo verliert sich Jan im Dachstuhl der Kirche in der kontemplativen Betrachtung der Architektur, deren kunstvolle Konstruktion auch auf die Architektur des Romans verweist.

Dieser reflektiert metatextuelle Fragestellungen bereits mittels der Verpflanzung seiner Hauptfigur in den Turm, der mal als Gefängnis, mal als hybrider, geradezu transzendental aufgeladener Verbindungsraum zwischen Erde und Himmel präsentiert wird. Es wird deutlich, wie sehr der Blick auf Welt und Geschichte (hier den Ersten Weltkrieg) von der Position des Beobachters bestimmt wird. Dabei führt „Türmer“ vor, dass solche Perspektivwechsel sowohl an Räumlichkeit als auch Temporalität geknüpft sind: Mit dem Einzug in den Turm vollzieht sich auch ein Eintritt in eine Sphäre alternativer Zeitwahrnehmung. Zwar sind Jan und sein Vater für die Wartung der Turmuhr zuständig und garantieren der Bevölkerung eine präzise Zeitmessung: In ihrem Zentrum selbst jedoch gelten diese Gesetze nicht – die Zeit steht still, die Bewohner sind in einem Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit gefangen. Doch auch die Welt um den Turm herum, die der Türmer durch seinen gottgleichen Überblick bewachen soll, wird sowohl räumlich als auch zeitlich immer unbeherrschbarer: Die Stadt wächst „an den Rändern über den Gesichtskreis des Türmers hinaus“, „die Welt wird schneller“ und die Existenz auf dem Turm erscheint als Relikt einer Epoche, die durch die Beschleunigung der Moderne längst obsolet geworden ist und durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs endgültig verschluckt zu werden droht. Dabei stellt der Roman die Frage, von welchem Standpunkt aus Verstehen überhaupt möglich sein kann und ab wann Kommunikation aufgrund von unterschiedlichen Erfahrungen abbrechen muss. Während Jans Freund Köppen sich euphorisch für den Kriegseinsatz meldet, um „betroffen zu sein von der Angst, der Wut, der Betäubung, dem Rausch“ und „vor Nähe blind“ zu werden, entscheidet sich Jan auf der einen Seite für einen distanzierten Chronisten-Blick, der die Aktualität des Geschehens sofort in den Bereich des Historischen überführt, auf der anderen Seite für eine einführende Imagination des Krieges, die ebenfalls voller blinder Flecken bleibt. Der Protagonist wird so zu einem Doppel der Autorinstanz: Über ihn problematisiert der Text ganz prinzipiell die Möglichkeit des (auch literarischen) Erzählens und verdeutlicht, dass dieses immer auf einen Prozess des Konstruierens und des standortgebundenen Herstellens von Bezügen angewiesen bleibt.

Der erste Teil endet am 22. April 1915: Jan und sein Vater erhalten in einer auktorial erzählten kursivierten Passage ihre Einberufungsbefehle, der Protagonist meint beim letzten Blick vom Dachstuhl bereits die Krähen auf den „flandrischen Feldern“ zu sehen (ein Verweis auf John McCraes Gedicht „In Flanders Fields“) und der bislang nur imaginierte Eintritt in das zerstörerische Geschehen der Weltgeschichte droht, zur unumstößlichen Tatsache zu werden. Hier bricht die Geschichte Jan Fachers ab und die Geschichte Michael Thurners beginnt.

Diese setzt ebenfalls in einem ‚Turm‘ ein, einem Hotelzimmer hoch über Belgrad. Der Ich-Erzähler wird als zielloser Flaneur geschildert, der nicht weiß, warum er (zwei Jahre nach den Luftangriffen der NATO 1999 auf Jugoslawien

im Kontext des Kosovokriegs) nach Belgrad gereist ist – ähnlich ratlos, wie er angekommen ist, fliegt er nach Deutschland zurück. Die beiden Erzählstränge sind vielfach motivisch miteinander verklammert: am deutlichsten durch die Väter der Protagonisten, beide Türmer, aber auch durch die Betrachtung einer vom Krieg gezeichneten Stadt – während eine Zerstörung im ersten Teil noch nicht stattgefunden hat, liegt die Bombardierung Belgrads bereits zurück. Darüber hinaus entstehen historische Fluchtlinien: Michael reist in das Land, das zum Schauplatz des ersten Auslandseinsatzes der Deutschen Bundeswehr nach dem Zweiten Weltkrieg wurde, das Land, in dem die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand stattfand, was den Ausbruch des Ersten Weltkriegs katalysierte.

Zugrunde liegen beiden Strängen Reflexionen über die Möglichkeiten (auch individuellen) politischen Handelns. Diese manifestieren sich ebenfalls in Bezügen auf die Vor-Wende-Kindheit Thurners, in denen das Wachhalten vom Turm aus eine zusätzliche, fatale Konnotation erhält. In der für Danz' Texte typischen Überblendung der Zeitebenen zeigt sich die Verschränkung geschichtlicher Ereignisse und ihr Wirken in die Gegenwart hinein.

Auch ihr zweiter Roman mit dem mehrdeutigen Titel „Lange Fluchten“ (2016) handelt von einer männlichen Außenseiterfigur:

Protagonist ist der ehemalige Soldat Constantin (genannt Cons), der sich nach seinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Militärdienst in einen Container neben dem Rohbau seines Hauses zurückgezogen hat, während Frau und Kinder in die obere Etage ausgewichen sind. Das erste der 27 Kapitel etabliert die Atmosphäre der Stagnation, die den Roman und die durch erlebte Rede präsentierte Perspektive des Protagonisten prägt. Constantin, einst Soldat aus Überzeugung, verharrt seit dem Ende seiner Militärkarriere in einem Zustand der Handlungsunfähigkeit und psychischen Lähmung. „Alles sieht normal aus“ – aber nichts ist normal. Constantins Zustand hängt mit einem rätselhaften Erlebnis in seiner Vergangenheit zusammen, das nie völlig aufgelöst wird. Nachdem Cons zu seiner Enttäuschung erfahren hat, dass er nicht als Soldat in den (einmal mehr thematisierten) Kosovokrieg entsandt wird, entfernt er sich während einer Übung von seiner Truppe. Im Wald erleidet er ein Blackout und eine psychische Destabilisierung, die seinen Ausschluss aus dem Militär zur Folge hat. Nach und nach kristallisiert sich heraus, dass Cons mutmaßlich auf einem Hochsitz einen toten oder sterbenden ehemaligen Soldaten gefunden hat, der sich dort aus einem Gefühl der Nutzlosigkeit zu Tode gehungert hat. Als Kern der Geschichte erscheint hier also eine Begegnung mit dem Tod (und, indirekt, dem Krieg). Über die Verbindung des Protagonisten mit dem namenlosen Mann im Hochsitz – Danz bezieht sich auf einen realen Fall – fragt der Text zudem nach den Möglichkeiten und Bedingungen eines gelingenden, sinnvollen Lebens: Der Protagonist empfindet sich als Verlierer, der nicht dazu fähig ist, „den Faden seines Lebens wieder in die Hand zu bekommen“, dem zentrale Teile seiner Erinnerung und damit die Herrschaft über sein Narrativ abhanden gekommen sind: Er ist ein verhinderter Soldat, der seine Aufgabe – das Kriegshandwerk – nicht ausüben kann, ein Ehemann, der das geplante Haus nie fertigbaut und seine Frau nicht finanziell versorgen, ein Vater, der keinen Kontakt zu seinen Söhnen herstellen kann. Der Roman zeigt aber auch, wie stark das Gefühl des Scheiterns seiner Hauptfigur mit zutiefst konservativen Konzepten von Männlichkeit zusammenhängt: Nicht zufällig ist es besonders die Jagd (traditionell mit Männlichkeit konnotiert), bei der Cons

für Momente zu seinem früheren, ‚unversehrten‘ Ich zurückfindet. Kontrastfigur zu dem Männlichkeitsideal, dem Cons sich unterwirft und das ihn daran hindert, den Ursachen seines ‚Nicht-Funktionierens‘ auf den Grund zu gehen – „Nein, er hat nichts. Es ist nichts, er will auch nichts haben.“ –, ist Cons’ krebskranker Freund Henning. Er steht für die Möglichkeit, das eigene Leiden zu artikulieren und handlungsfähig zu bleiben und wird zu einer Art Heilsgestalt stilisiert. Gleichzeitig repräsentiert Henning das verloren gegangene Gedächtnis der Hauptfigur. Über seine Briefe an Cons wird partiell in Zweifel gezogen, dass das Ereignis im Wald als alleinige Erklärung für dessen Aus-der-Welt-Fallen gesehen werden kann.

Wie „Türmer“ thematisiert „Lange Fluchten“ die Beeinflussung der Gegenwart durch die (hier persönliche) Vergangenheit. In rätselhaften kursiv gesetzten Passagen bricht das Verdrängte, zugleich aber auch eine quasi-mythische Ebene in das Textgeschehen ein. Danz verschränkt die Geschichte ihres Protagonisten mit der Legende des heiligen Eustachius: Einst ein römischer Feldherr und Jäger bekehrt sich Eustachius durch eine Begegnung mit einem Hirsch, der ein strahlendes Kreuzifix auf dem Geweih trägt, zum Christentum und wird nach Irrfahrten und Prüfungen zum Märtyrer. Im Laufe des Romans wird die Verzahnung mit der Eustachiuslegende immer präsenter. Nach dem Suizid Hennings unternimmt Cons eine Reise, um das Rätsel seines Zustands zu lösen. Er verliert zuerst seine Frau, dann – die ab hier konsequent durchgeführte Kursivierung und der Wechsel vom Präsens zum Imperfekt markieren endgültig den Übergang vom Realen zum Surrealen – seine beiden Söhne. Schließlich erlebt er auf einer Waldlichtung eine Erleuchtung, die in eine Verwandlung und eine angedeutete Heimkehr (nach Hause? ins Jenseits?) mündet. Ebenso rätselhaft wie der Auslöser für den Zustand des Protagonisten bleibt auch die Auflösung: Es wiederholt sich in einer zirkulären Bewegung der Einbruch eines unerklärlichen Anderen in die Welt des Gewohnten. Die bereits brüchigen Grenzen zwischen Normalität und Phantasma, zwischen Wirklichkeit und Wahn verschwimmen endgültig. Ein auf einer klaren Kausalität beruhendes Narrativ wird damit bis zum Ende verweigert.

Daniela Danz’ erster Lyrikband erschien 2004 unter dem poetisch-rätselhaften Titel „Serimunt“. Die vorangestellte Definition aus dem Zedler’schen Universallexikon, das eine wichtige Referenz in den lyrischen Texten der Autorin bleiben wird, weist den Titel als archaischen Namen eines Gebiets aus, das im heutigen Sachsen-Anhalt zu verorten ist: „... Serimunt sey der Strich gewesen zwischen der Saale und Mulde, wo sie sich in die Elbe ergiessen.“ Anschließend wird auf eine zweite Benennung des Landstrichs als „Balsamer Land“ Bezug genommen. In dem mottohaft vorangestellten Intertext aus dem 18. Jahrhundert wird so nicht nur der geografische Bezugspunkt des Bandes festgelegt; es deuten sich zentrale Themen an, die in „Serimunt“, aber auch in Danz’ späteren Gedichtbänden verhandelt werden: Es geht um die Idee, dass jede Landschaft bereits mit Geschichte durchtränkt ist, um die Frage nach Grenzziehungen und nicht zuletzt um die auch metapoetisch zu verstehende Möglichkeit vielfacher Benennungen. In dem drei Teile umfassenden „Serimunt“ widmet sich Danz einem als „zentrale Provinz“ bezeichneten Landstrich und entwirft eine Art lyrische Landkarte; sie legt in ihm gespeicherte Geschichte(n) frei und schreibt sich mit ihren Gedichten in das Gebiet ein. Dabei bezieht sie sich auf eine Fülle von historischen Quellen – so in „Erlaß der zweijährigen Strafdienstzeit für den Soldaten Gundermann: Oktober 1834“ – und literarischen Intertexten. In den

Referenzen verklammern sich unterschiedliche Zeitebenen und historische Kontexte: Sie gehen von dem (auf mittelhochdeutsch zitierten) Minnesänger Heinrich von Morungen über den – ebenfalls in Sachsen-Anhalt geborenen – Lyriker Novalis bis hin zum DDR-Schriftsteller Franz Fühmann. Mit ihm verbindet Danz die Faszination für das (auch antike) Mythische und Märchenhafte, das schon in den ersten Gedichten des Zyklus „Rauhnächte, Gewebe“ zum Ausdruck kommt. Das Interesse für die in der spröden Landschaft gespeicherten und von ihr hervorgebrachten Geschichten äußert sich in „Serimunt“ auch in der genauen Betrachtung ihrer geologischen Gegebenheiten, ihrer Sedimente (wie beispielsweise in „Nach dem Schacht: Mannsfelder Land: 25. März 2001“) und Mineralien – in dem Zyklus „Der eigene Stein“ in ihrer zum Grabstein geschlagenen Form. Sie werden, ebenso wie die Vegetation der Landschaft und die Spuren, die die Tiere in ihr hinterlassen (wie „die Geweihschrift“ in „Eustachius“), in den Augen des lyrischen Ichs lesbar.

Ausgehend davon stellt der zweite Teil die im ersten Teil bereits angedeuteten Themen der Fremdheit und des Reisens in der Welt („Morungen“) und in der Unterwelt („orpheussequenz“) in den Mittelpunkt. Reflektiert wird hier zudem die Beweglichkeit des Wortes, das, „zu kräftig für die dürre Sprache eines einzelnen Landes“, weiterwandert und immer mehr Bedeutungen in sich aufnimmt; Bedeutungen, die gerade die Lyrik freizulegen vermag.

Die im letzten Teil von „Serimunt“ verwendete durchgängige Kleinschreibung erscheint angesichts des thematischen Fokus konsequent: Dieser liegt auf intimeren Szenen und Liebesgedichten, die Texte konzentrieren sich auf die lyrische Ausformung zwischenmenschlicher Beziehungen und das an sie geknüpfte individuelle Gedächtnis – sie führen vom Blick auf die Landschaft des Serimunt fluchtpunkthaft schließlich hin zu den „innern Gegenden“. In einer symbol- und metaphernreichen Sprache voller Enjambements, versteckter Gleichklänge und Binnenreime inszeniert „Serimunt“ so die Grenzüberschreitung und den Übergang: zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Raum und Zeit, Ober- und Unterwelt, Heimat und Fremde, Realität und Mythos sowie historischer und individueller Geschichte.

Der zweite Gedichtband „Pontus“ (2009) widmet sich einmal mehr dem – diesmal explizit transkulturellen – Brückenschlag. In dem vorangestellten Gedicht „Helles Meer“, das die Benennungsgeschichte des Hellespont aufgreift, wird über die Meerenge der Eintritt in die Schwarzmeerregion, den titelgebenden „Pontus Euxinus“, vollzogen. Als hybrider Kreuzungs-, aber auch Grenzraum unterschiedlicher kultureller Einflüsse ist das zwischen Europa und Kleinasien gelegene Schwarze Meer literarisch überdeterminiert und mit einer bis in die Antike zurückreichenden Fülle von mythischen Erzählungen „über und über beschrieben“. Wie bereits in „Serimunt“ verschränkt Danz auch in ihrer lyrischen Kartierung der Schwarzmeerregion in einer grenz- und epochenübergreifenden Bewegung mythische, religiöse und literarische Prätexte von Antike bis Moderne (Homers Odyssee, Ovids Exildichtungen, Bibel und Koran, aber auch Gedichte Hölderlins und Mandelstams) mit Bezügen auf die aktuellen politischen Konflikte der in „Pontus“ durchreisten Länder. Startpunkt der fünf Lyrikkapitel ist jeweils eine Prosaminiatur, die – häufig ausgehend von ‚Fundstücken‘ aus der Vergangenheit – eine Reflexion entfaltet und Motive einführt, die nachfolgend aufgegriffen und variiert werden. So thematisiert „Souvenirs“ über die mythischen Figuren Jason und

Medea die Konstruktion kultureller Alterität, die Dualität von Faszination gegenüber und Abscheu vor dem Fremden. Dies wird in „Festung“ durch den Kontrast zwischen touristischem Exotismus und der misstrauischen Ablehnung der nach Europa Flüchtenden aktualisiert. „Souvenirs“ deutet aber auch die zerstörerischen Folgen rigider Abgrenzungsbewegungen an, die mit Gedichten wie „Westbank 1“ und „Westbank 2“ (hier in Bezug auf den Israel-Palästina-Konflikt) ausbuchstabiert werden. Verflechtungen deutet dagegen das Gedichtpaar „Gabriel zu Maria“ und „Gabriel zu Mohammed“ an, das auf Berührungspunkte zwischen Christentum und Islam verweist.

„Der genaue Ort“ wiederum verknüpft die Reise des lyrischen Ichs nach Tschechien an einen Mittelpunkt Europas mit der Geschichte des ukrainischen Helden Danilo und reflektiert die Perspektivgebundenheit von Gründungsnarrativen und kulturellen Raumkonzepten. Deutlich machen die Prosaminiatur ebenso wie die folgenden Gedichte aber auch, dass das Beharren auf der partiellen Relativität kultureller und geografischer Grenzziehungen (von der Opposition zwischen ‚Orient‘ und ‚Okzident‘ bis hin zum Eisernen Vorhang) und ihrer theoretischen Durchlässigkeit ein Privileg derer bleibt, die, wie das lyrische Ich, den ‚richtigen‘ Pass mit sich herumtragen. Der phantasmatische Charakter von räumlichen Konzepten wie Zentrum und Peripherie bleibt (heraus fällt der vierte Zyklus mit seinem Fokus auf „menschen inmitten der dinge“ und „der landschaft“) auch in den anderen Teilen des Bandes Thema. Doch ob sie den Leser auf die Krimhalbinsel („Symbolon“) oder – unter Bezugnahme auf einen Hölderlin’schen Gedichtentwurf über Ovids Rückkehr aus dem Exil – nach Rom weiterführen („Ex ponto“), die Texte verknüpfen die Erkenntnis, dass „die mythischen Orte immer da sind, wo wir sie suchen“, mit der Einsicht, dass Grenzziehungen zwar ihren Ursprung im Imaginären haben mögen, jedoch gleichzeitig konkrete politische und historische Realitäten (nicht zuletzt Krieg und Eroberungsbewegungen) schaffen: Unter Iphigenies Tempelberg auf der Krim baut Stalin den Atombunker für die U-Boote seiner Schwarzmeerflotte.

Die Gedichte des letzten Teils „Ex Ponto“ schließlich sind (auch in Nachfolge Hölderlins) in der antiken Strophenform der alkäischen Ode verfasst: So vollzieht sich abschließend noch einmal auf formaler Ebene die Überblendung von Räumen, Zeiten, Figuren und Texten, die für Danz’ Schreiben so typisch ist.

Im Lyrikband „V.“ (2014) beschäftigt sich Danz unter einem chiffrenhaften Titel (der wohl eher zufällig an Thomas Pynchons „V.“ erinnert) mit dem problematischen Begriff ‚Vaterland‘. Das vorangestellte Motto „Wenn du eine Wand einreißt, dann musst du den Raum vor Augen haben, den du damit schaffst, nicht den Dreck, der dabei entsteht“ ist als Bezug auf den Fall der Mauer und das Ende der DDR verstehbar, mit der sich Danz hier im Unterschied zu den früheren Texten sehr explizit auseinandersetzt.

Das erste Gedicht „Das ist das Land von dem man sagt“ entwirft einen von der Geschichte vergessenen Raum der „kalten Dörfer“ – der Status Quo? Auch in „V.“ wird jedoch ein großer historischer bzw. mythischer Bogen geschlagen: Der erste Zyklus „principium“ erzählt – ausgehend von der Zedler’schen Definition des Wortes „Vaterland“ – in parabelhaften Prosagedichten die Geschichte einer steinzeitlichen Gruppe. Ein lyrisches „Wir“ berichtet von Helden, Kriegen, archaischer Spiritualität und dem Beginn einer gemeinsamen

Erinnerungskultur. Schon diese Episoden, Urszenen einer Staatenbildung, machen deutlich, welche Rolle in diesem Prozess ein gemeinschaftsstiftendes Gründungsnarrativ, aber auch die gewaltsame Abgrenzung von Eigen und Fremd und die Herausbildung von Machtstrukturen spielen. So wird einleitend nicht nur nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gefragt, sondern auch danach, inwiefern Heimatkonzepte jenseits von zerstörerischen Ideologien überhaupt denkbar sind. Wie in den vorausgehenden Lyrikbänden legt Danz in „V.“ durch die Zeitebenen hinweg die in der nur scheinbar schlafenden Landschaft gespeicherte Geschichte frei (so in „Hier“ oder „Out of Area: Jagdhaus zur güldenen Füchsin“) und setzt diese in Beziehung zu (welt-)politischen und gesellschaftlichen Realitäten der Gegenwart oder nicht allzu fernen Vergangenheit – vom NATO-Einsatz bis hin zur aktuellen ‚Flüchtlingskrise‘.

In Danz' politischstem Band ist nicht nur die DDR-Vergangenheit, sondern auch die NS-Zeit präsent, so in dem anspielungsreichen Gedicht „Stunde Null: Loop“ (hier finden sich Bezüge zu Ingeborg Bachmann, Paul Celan sowie Bertolt Brecht), das eine (bewährte) Reflexion über die Notwendigkeit der Erinnerung mit der metapoetischen Frage nach der Rolle von Lyrik verbindet. Dass diese nicht unschuldig ist, sondern für politische Ideologien vereinnahmt werden kann, führt das in der Form einer Pindar'schen Ode verfasste Gedicht „The embedded poet“ vor, eine ironische Lobpreisung Berlusconis, Ahmadinedschads und Putins. In dem Zyklus „limen“ (deutsch: Schwelle) stehen Reflexionen über „den Verlust von Grenzen“ und Sprache („Also Dohle“ – symbolische Tiere bevölkern auch diesen Band), von geteilten und umkämpften („Unter dem niedrigen Sturz“) und neu vermessenen Räumen („Und wieder ansetzen“) im Mittelpunkt. „exemplum“ wiederum inszeniert in einer Art Versuchsanordnung die beklemmende Pendelbewegung zwischen zwei auf- oder abrüstenden Ländern, die sich in einer Verhörsituation im Gestehen oder Nicht-Gestehen zweier Personen spiegelt. Der letzte Teil „cunabula“ (Wiege, Heimat) kehrt, eingeleitet mit Zitaten von Hölderlin bis Sohrab Sepehri, ins Private zurück, zum Individuum und dessen emotionalem Bezug zur Landschaft seiner Herkunft.

So spielt der Band die Bedrohungen, aber auch die Hoffnungen durch, die an Begriffe wie ‚Heimat‘ und ‚Vaterland‘ geknüpft sind, im Versuch, durch die Hervorhebung der Widersprüchlichkeiten etwas aus ihnen hinüberzuretten in einen Raum zwischen den Definitionen und einzelnen Gedichten.

Primärliteratur

„Arachne. Erzählung“. Weimar (Literarische Gesellschaft Thüringen e.V) 2002.

„Serimunt. Gedichte“. Weimar (Wartburg) 2004.

„Türmer. Roman“. Göttingen (Wallstein) 2006.

„Pontus. Gedichte“. Göttingen (Wallstein) 2009.

„V. Gedichte“. Göttingen (Wallstein) 2014.

„Lange Fluchten. Roman“. Göttingen (Wallstein) 2016.

„Wildniß. Gedichte“. Göttingen (Wallstein) 2020.

„Kontinentaldrift. Das Persische Europa“. Zweisprachig deutsch – farsi. Hg. zus. mit Ali Abdollahi. Übersetzt von Maryam Aras, Kurt Scharf und Mayriam Tiouri. Heidelberg (Wunderhorn) 2021.

„Nichts ersetzt den Blick ins Gelände. Essays“. Göttingen (Wallstein) 2023.

Oper

„Dopo domani“. Für Stimme und Klavier von Charlotte Seither. UA: Deutsche Oper Berlin, 7. 12. 2008.

„Wünsche wagen. 20 Jahre Kronenchor Berlin“. Ein Stück von John Rausek. UA: St. Jacobikirche Kreuzberg, 7. 9. 2013.

„Gesänge von der Peripherie“. Für Mezzosopran, Flöte, Klarinette, Schlagzeug, Viola und Violoncello von Wolfram Schurig, UA: Bludenzer Tage zeitgemäßer Musik 21. 11. 2013, Konzerthaus Wien, 30. 1. 2014.

„Fünf Ostinati“. Für Sopran und 14 Instrumente von Wolfram Schurig. UA: Klangforum Wien, Konzerthaus Wien, 21. 11. 2018.

„77 qm – Der Mord an Halit Yozgat“. Oper von Ben Frost. UA: Staatsoper Hannover, 17. 4. 2020.

Sonstiges

„Eingebunden in das Bündel des Lebens. Ein Gang durch die Kunstgeschichte der Mühringer Grabsteine“. In: Gräber im Wald – Lebensspuren auf dem jüdischen Friedhof in Mühringen. Hg. vom Stadtarchiv Horb am Neckar. Stuttgart (Theiss) 2003. S. 208–217.

„VT CVLTV VT LVCTV. Baugeschichte und Grabmaltypologie des Buttstädter Gottesackers“. In: Sibylle Putzke / Christoph Hanske (Hg.): Der Alte Friedhof in Buttstädt. Ein Thüringer Camposanto. Altenburg (Reinhold) 2004. (= Arbeitshefte des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege 11). S. 9–20, S. 44–84.

„Die Scheu der Stringenz“. In: Martin Bruch / Andrea Funke / Lin Franke (Hg.): Treffen. Poetiken der Gegenwart. Ein Werkstattbuch. Hildesheim (BELLA Triste) 2008. S. 35–40.

„Narration/Struktur. Die beim Kuscheln gestörten Worte“. In: Martin Bruch / Andrea Funke / Lin Franke (Hg.): Treffen. Poetiken der Gegenwart. Ein Werkstattbuch. Hildesheim (BELLA Triste) 2008. S. 187–189.

„Mutterseelenallein oder Mit den Worten in Klausur“. In: Poesie und Stille. Schriftstellerinnen schreiben in Klöstern. Hg. von der Klosterkammer Hannover. Göttingen (Wallstein) 2009. S. 107–116.

„Miep“. In: Jürgen Jankofsky / Eva Maria Kohl / Norbert Schulz (Hg.): Eulenblumen und Pustespiegel. Geschichten und Gedichte für Kinder im Vorschul- und Grundschulalter. Halle (Mitteldeutscher Verlag) 2009. S. 139–146.

„Der erste Leser“. In: Thedel von Wallmoden (Hg.): Seiltanz: Der Autor und sein Lektor. Göttingen (Wallstein) 2010. S. 46–50.

„Herzpunkt der Anlage. Der Krankenhauskirchenbau der Weimarer Republik“. Göttingen (Wallstein) 2015.

„Fuchshaft“. In: Aurélie Maurin / Thomas Wohlfart (Hg.): Bis bald im Wald. Kurzgeschichten. Berlin (KLAKE Verlag) 2015. S.39–48.

„Von der unmöglichen Möglichkeit des unbeteiligten Beteiligtseins“. In: Kai Bremer/ Christoph König (Hg.): Über ‚Die Sonette an Orpheus‘ von Rilke. Göttingen (Wallstein) 2016. S.198–204.

„Zuflucht der Widersprüche. Notizen zum Mythischen in Franz Fühmanns Poetik“. In: Peter Braun / Martin Straub (Hg.): Ins Innere. Annäherungen an Franz Fühmann. Göttingen (Wallstein) 2016. S.119–123.

„Das philosophische Licht um mein Fenster. Über Friedrich Hölderlin“. Hg. von Ursula Haeusgen und Holger Pils. Heidelberg (Wunderhorn) 2016. (= Zwiesprachen – Eine Reihe der Stiftung Lyrik Kabinett München).

„Vom Weggehen und Wiederkommen“. In: Jens-F. Dwars (Hg.): Thüringer Stimmen. Porträts und Texte von fünfundzwanzig Autoren. Mit Fotografien von Harald Wenzel-Orf. Bucha bei Jena (quartus) 2016. S.21–24.

„Ein Leben als Werk – zur Biografie Volkmar Kühns“. In: Lutz Unbehaun (Hg.): Volkmar Kühn. Skulpturale Bildwelten. Rudolstadt (Thüringer Landesmuseum Heidecksburg) 2017.

„Das wirkliche Leben und das Ideal – Ein Blick aus den Augen der Dinge auf Schillers Werkumfeld“. In: Daniela Danz / Lutz Unbehaun (Hg.): Wie danke ich Ihnen für Ihr Andenken – Idee und Alltag in Friedrich Schillers Rudolstädter Umfeld. Rudolstadt (Thüringer Landesmuseum Heidecksburg) 2018. S.35–46.

„Nicht hier, nicht dort – vielleicht zu einer anderen Zeit. Graphic Novel mit Bildern von Carsten Weitzmann“. In: Stefan Petermann (Hg.): Die Fliege in der Zeit. Bauhaus Graphic Shorts. Weimar (Literarische Gesellschaft Thüringen) 2019.

Sekundärliteratur

Agthe, Kai: „Im Webwettkampf mit Göttin Athena“. In: Thüringische Landeszeitung, 1.5.2003. (Zu: „Arachne“).

Kircher, Annerose: „Zentrale Provinz – Serimunt. Gedichte von Daniela Danz“. In: Ostthüringer Zeitung, 29.1.2005.

„15 Jahre deutsche Einheit. Briefwechsel mit Tilmann Rammstedt“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 15.10.–19.11.2005.

Onnasch, Christina: „Zwischen den Kriegen und Zeiten“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 22.9.2006. (Zu: „Türmer“).

Bruch, Martin: „Über dem Krieg. Daniela Danz entwirft eine Schule der Perspektiven“. In: literaturkritik.de, 9.10.2006. (Zu: „Türmer“).

Merten, Katrin: „Hier zähle ich zu den Vögeln.“. In: poetenladen.de, 26.12.2006. (Zu: „Türmer“).

Hirsch, Anja: „Inmitten von oben“. In: Frankfurter Rundschau, 10.1.2007. (Zu: „Türmer“).

Braun, Michael: „Unter uns die Knochen“. In: der Freitag, 12.3.2009. (Zu: „Pontus“).

Illies, Florian: „Wenn es dämmernd, fängt das Sehen an“. In: Die Zeit, 19.3.2009. (Zu: „Pontus“).

- Törne, Dorothea von:** „Taschenbücher der Woche: Lyrik. Pontus“. In: Die Welt, 21.3.2009.
- Müller, Burkhard:** „Am hellen Meer“. In: Süddeutsche Zeitung, 15.4.2009. (Zu: „Pontus“).
- Stäheli, Alexandra:** „Brücken und Klammern“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23.4.2009. (Zu: „Pontus“).
- Wiesner, Herbert:** „Über die Brücke, bis in die Barbarei“. In: Die Welt, 23.5.2009. (Zu: „Pontus“).
- Wünsche, Nadja:** „Flüstern im Widderhorn“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.6.2009. (Zu: „Pontus“).
- Thuswaldner, Anton:** „Stählerne Buckel der U-Boote“. In: Frankfurter Rundschau, 15.12.2009. (Zu: „Pontus“).
- Neumann, Michael:** „Daniela Danz: Masada. Wenn das Denken aufhört“. In: Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen. Bd.33 (2010). S.237–240. (Zu: „Pontus“).
- Tröger, Beate:** „Lindenbaum, was ist von dir geblieben. Paradoxie. Die Thüringer Autorin Daniela Danz versucht sich am heiklen Begriff des Vaterlandes“. In: der Freitag, 28.5.2014. (Zu: „V.“).
- Törne, Dorothea von:** „Im Versmaß quer durch die Weltgeschichte“. In: Die Welt, 9.8.2014. (Zu: „V.“).
- Pils, Holger:** „Daniela Danz sucht das Vaterland im Gedicht“. In: fixpoetry.de, 5.9.2014. (Zu: „V“).
- Dwars, Jens-Fietje:** „Das schwierige Wort Vaterland“. Gespräch. In: Palmbaum. Literarisches Journal aus Thüringen. 2014. H 1. S.121–126. (Zu: „V“).
- Bremer, Kai:** „Dichten. Politisch“. Gespräch. In: die horen. 2015. H.260. S.9–12.
- Detering, Heinrich:** „Lobrede auf Daniela Danz zur Verleihung des Malkowski-Preises“. In: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der schönen Künste. Bd.29 (2015). S.177–181.
- Montag, Andreas:** „Wegloses Unglück“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 12./13.3.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).
- Straub, Martin:** „Legende von einem Hiob aus unseren Tagen“. In: Thüringische Landeszeitung, 19.3.2016. (Zu „Lange Fluchten“).
- Trieder, Simone:** „Qualvolle Zeugenschaft“. In: fixpoetry.de, 25.3.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).
- Bujack-Biedermann, Sabine:** „Kurzer Roman mit langen Fluchten“. In: Ostthüringer Zeitung, 24.5.2016. (Zu „Lange Fluchten“).
- Dwars, Jens-Fietje:** „Die ‚Kunst des Dienens‘? : Fragen an Daniela Danz zu ihrem neuen Roman ‚Lange Fluchten‘“. In: Palmbaum. 2016. H.1. S.159–162.
- Schulte, Thorsten:** „Aus dem Leben gefallen“. In: literaturkritik.de, 1.6.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).

Hartmann, Lars: „Aus dem Leben gefallen“. In: tell. Magazin für Literatur und Zeitgenossenschaft, 18.6.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).

Rüdenauer, Ulrich: „Geweih und Vision“. In: Süddeutsche Zeitung, 11.7.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).

Hametner, Michael: „Ein Toter als Ratgeber“. In: neues deutschland, 4.8.2016. (Zu: „Lange Fluchten“).

Bernstorff, Wiebke von: „Daniela Danz: ‚V. Gedichte‘ – Eingang, Struktur und Form“. In: Irene Pieper/Tobias Stark (Hg.). Neue Formen des Poetischen. Didaktische Potenziale von Gegenwartsliteratur. Frankfurt/M. u.a. (Lang) 2016. S.221–237.

Görner, Rüdiger: „‚Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‘ oder: Nachdenken über das exilierte Wort – unter besonderer Berücksichtigung der ‚Pontus‘-Gedichte von Daniela Danz“. In: Weimarer Beiträge. 2018. H.1. S.118–125.

Müller, Ralph: „Wertung und Erkenntnis in der Lyrik“. In: Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik. 2019. H.1. S.263–283. (Zu „V.“).

Röhnert, Jan: „Zwischen Bergwerk und Genom. Laudatio zum Preis für Nature Writing 2019 an Daniela Danz und Martina Kieninger“. In: die horen. 2020. H.276. S.83–88.

Meyer, Frank: „Poetische Natur“. Gespräch. In: Deutschlandfunk Kultur, 3.8.2020.

Hayer, Björn: „Was uns die Landschaft sagen will“. In: NZZ am Sonntag, 29. 11. 2020. (Zu: „Wildniß“).

Schulte, Thorsten: „Das Irrsal der Gegenwart. Der neue Gedichtband ‚Wildniß‘ von Daniela Danz ruft zur Selbstreflexion auf“. In: literaturkritik.de. 2020. Nr.10.

Wirthensohn, Andreas: „Phänomenale Poetinnen“. In: Wiener Zeitung, 13. 2. 2021. (U.a. zu: „Wildniß“).

Thuswaldner, Anton: „Schwarz von Ameisen“. In: Die Furche, Wien, 11. 3. 2021. (Zu: „Wildniß“).

Straub, Martin: „Zwischen Aufbruch und Heimkehr. Laudatio auf Daniela Danz zur Verleihung des Preises A und A Kulturstiftung Köln“. In: Palmbaum. 2021. H.1. S.145–151.

Hayer, Björn: „Erhört die Wälder!“. In: neues deutschland, 19. 10. 2022. (Zu: „Wildniß“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.08.2023

Quellenangabe: Eintrag "Daniela Danz" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000825>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 13.10.2024)